

Kräch.

Roman von Harms von Boßelth.

(7. Fortsetzung.)

Harbi merkte es wohl und verzog schmolend den hübschen Mund: „Du bist anders geworden, Lora! Du nimmst keinen Herzensort.“

Es wurde ihr nicht leicht, zu antworten. Lügen konnte sie nicht. Nur sagen: „Wenn ihr euch wirklich über den Herzen liebt, so daß es über Stunde und Tag hinweg für das Leben anbauert, dann wird euch niemand euer Glück rauben. Am allerersten den Papa, Harbi. Er ist die Güte selbst.“

Die Kleine taute sich ganz tief in ihre Sophaede hinein. „Wie du das sagst! Wenn ihr euch wirklich liebt...“

„Lora, Lora, du bist über all' deiner Schulweisheit ein harter Verstandsmensch geworden. Ich laube: du weißt gar nicht, wie Liebe ist!“

„Vielleicht — hast du recht?“

„Es kam so zögernd, schmerzhaft von den herben Lippen.“

Da brach in Harbi wieder das harte Empfinden durch. Sie umschlang Lora, küßte sie: „So darfst du nicht sprechen! Du am allerwenigsten! Auch deine Stunde wird kommen mit all' der heimlichen Seligkeit!“

Und sie schmeigte sich eng an sie und taufte ihr, mit ihrem lieben, süßlichen Lächeln, ins Ohr: „Du bist ja auch gar nicht so! Du redest dir das ja nur ein. Du — früher — hast dir's ganz verhasst, wie du für Willy...“

Lora machte sich hastig frei: „Gard! Wir sind doch selbst für die Erinnerung an diese dummen Badeschwänze nicht so alt!“ sagte sie scherzhaft, und dann lachte sie auf: „Solche Kinder!“

Über die Kleine meinte aus dem Lachen einen erzogenen Ton herauszuhören. Sie sah der Freundin scharf in das Gesicht: „Lora, Lora! Du bist ja so geworden!“

Willy ihr wirklich eine schlüchtige Blume in die blassen Wangen gestiegen war, so eblte sie sofort zurück. Lora hatte sich wieder bösig in der Gewalt. „Du bist eine Thörin, Harbi! Man darf dich nicht ernst nehmen!“

„Chö! Chö!“

„Mein — ich nehme dich nicht ernst. Wie ich dich nicht ernst nehme, wie ich nicht ernst nehme.“

„Sie stand auf und trat an's Fenster. Doch da kam ihr auch schon Harbi nach, umfachte sie und bat: „Sei doch nicht böse.““

Draußen auf dem Korridor gingen Thüren. Sie überhörten es ganz. Bis dann plötzlich Fräulein von Schotten erschien, mit verlegenen Gesicht: „Papa ist soeben angekommen.“

Der Geheimrath stand auf dem breiten, fast baalarigen Flur, noch im Weisepelz. Links neben ihm Willy, den er unten getroffen hatte, mit einem Gesicht, dessen Ausdruck eine eigene Ähnlichkeit mit dem der alten Hausbabe zeigte.

An der rechten Hand aber hält der Geheimrath ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren — so sah es wenigstens aus — und er sagte, wie es einführend, vorstellend: „Das ist Maria von Apfelsode, unsere neue kleine-Hausgenossin.“

Es war ein sehr schlank aufgeschossenes, ediges Ding. Kaum mittelgroß. Das hagre Gesicht unregelmäßig, ein Stumpfnäsechen, etwas herabgehängene Wadenknöchel, der Mund ein wenig groß. Der Längs mehr wie einfach, von grobem blauen Stoff und gänzlich ausgedacht: Die Hände staken in neuen Handschuhen, die der Geheimrath wohl unterwegs gekauft hatte, wie den neuen Hut. Aber zwischen dem Handschuh und dem zu kurzen Aermelrand wurde ein Streifen ganz gebräunter Haut sichtbar. So stand sie da, in lödlicher Verlegenheit, ungelent, mit niedergeschlagenen Augen. Als wäge sie nicht aufzuheben. Alles in allem machte sie den Eindruck eines Bauernmädchens.

Fräulein von Schotten, seien Sie nicht böse, daß ich uns beide nicht wenigstens telegraphisch anmeldete,“ erklärte der Geheimrath. „Es ging aber wirklich zuletzt mit allen Entschuldigungen Hals über Kopf...“

„Guten Tag, Harbi.“

„Fräulein Lora! Ich freue mich herzlich, Sie zu sehen...“

„Ihren Hab' ich noch eine Bestellung von Ihrem Herrn Onkel auszurichten...“

„Das er noch nach Hamburg gefahren ist zu Direktor Brintmann und erst morgen heimkommt.“ Er sprach sehr schnell, aufgeregt und doch wie in einer kleinen Verlegenheit. „Ja so... ein Fremdenzimmer ist ja immer bereit... womit ich aber belästigt nicht sagen will, daß uns Maria als Fremde erscheinem soll. Harbi... du nimmst dich Marias an... das grüne Zimmer, dem ich... Fräulein von Schotten, haben Sie wohl die Güte...“

Selbst: Harbi, die sonst so schnell auf alle neuen Eindrücke reagiert, stand doch immer regungslos. Sie hatte dies unbeschönigte Leben an fast wie einen Eingriff. Und auch Fräulein von Schotten konnte sich von ihrer Lieberregung nicht recht erholen.

Es entstand eine etwas verlegene Pause.

„Ja Hang plötzlich Loras Stimme“

„dazwischen. Sie hatte Harbi an der Hand gefaßt und zog sie sanft zu dem jungen Mädchen: „Komm... wir bringen Maria auf ihr Zimmer.“

„Recht so!“ sagte der Geheimrath mit einem dankbaren Blick. „Und nun, Maria, Glück und Segen zu deinem Eintritt in unser Haus.“

Er ließ sich, als die Damen den Flur verlassen hatten, den Pelz abnehmen und trat mit dem Sohn in sein Arbeitszimmer. Ein wenig verdrüßlich, schien es. Wenigstens ging er ein paarmal auf und ab, sich die Hände reibend, ehe er sich Willy wieder zuwandte.

„Du stehst auch da, als begriffst du deinen Vater nicht. Gerade so wie Bernhantine und die gute Schotten. Es bedurfte wahrhaftig erst des warmen Wortes von Lora, um das Eis zu brechen. Das vergesse ich dir nicht.“

„Ist es denn etwas so Merkwürdiges, daß ich uns einen Gast ins Haus bringe?“

„Lieber Papa, wir standen alle unter dem Eindruck der ersten Lieberregung. Und — verzeih' — dies junge Mädchen macht in der That einen etwas merkwürdigen Eindruck.“

„Nun ja! Sie ist — aber ich will dir lieber erzählen.“

Er setzte sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch, kreuzte die Hände im Schooß und nickte dem Sohne zu: „Geht's dir gut? Ich hab' wahrhaftig noch nicht danach gefragt. Schön! Also höre: mit dem Frans Hals war es nichts. Kopie... und nicht einmal eine gute, auch miserabel erhalten. Ueberhaupt das ganze Schloß, übrigens nur ein altes Herrenhaus, total im Verfall. Das Gut kommt in den nächsten Wochen zur Substantiation, bei der nicht einmal die Hypotheken ausgeboten werden dürften. Nun... ich fragte ganz keilhaft den Verwalter nach den Hinterbliebenen des verstorbenen Besitzers. Eine traurige Geschichte. Nur dies Kind; seine Auserwählten, die sich seiner angenommen hätten; Freunde bei der Baron wohl auch nicht gehabt. Freunde in der Noth — man kennt das ja! Da hat denn das wohlwollende Geschäft in Lüneburg den Wächter einer armeligen Nachbarschaft zum Vorwand gepreßt — bei dem war die Kleine...“

„Stehst du, es ist gewiß zuerst nur ein Augenblickempfinden von mir gewesen, daß ich mit Willy hinüberfuhr, mich mal nach dem Kinde umzufragen. Aber als ich dann der Maria gegenüberstand in dem Wächterhause, das eigentlich nur eine Bauernkate war, da kommt' ich nicht anders: ich mußte einatmen. Du hättest das nur sehe so! Ich will dem Mann, dem Vorwand, ja seinen Vorwurf machen. Der hat wohl gethan, was er, der eigenen Lage und seinem Bildungsrade nach, thun konnte. Die Familie war groß, gesatzt wurde für die kleine Maria so gut wie nichts. Die Frau mußte auch einen barten Eindruck — das arme Wurm war augenscheinlich der allgemeine Asehnstadel. Da haßt' ich, wie das Schicksal uns eigentlich immer alle Wege gebnet hat, mir und euch... und hier sollte dies Kind aus gutem Hause enden verkümmern?! So scheu war sie wie ein Böckchen und wirklich in den letzten Jahren ein halbes Bauernkind geworden. Nun... kurz und gut... ich hab' gleich auf dem Bericht in Lüneburg alles glatt gemacht; man war dort heilenfroß, daß ich die Fürsorge übernahm. Und vorläufig soll sie nun hier bleiben, sich erst ein wenig herausmauern. Ob ich sie dann in eine Pension gebe oder Fräulein von Schottens Fürsorge weiter unterstelle, das weiß ich noch nicht, auch natürlich nicht, wie ich für ihre weitere Zukunft sorgen werde...“

Der Geheimrath brach ab und schien irgend eine Entgegnung zu erwarten.

Willy war in einiger Verlegenheit. Er konnte der Empfindung nicht Herr werden, daß der Vater vorzeitig gehandelt habe, daß dies junge unbeschönigte Ding hier im Hause überall anedem stehen, sich selbst zur Qual, niemand recht zur Freude.

Nach einem kurzen Zögern half er sich mit einigen allgemeinen Worten: „Laß nur, Willy“, sagte der Vater ein wenig ironisch. „Und dann: „Du bleibst zu Tisch? Ich will nur ein wenig den Reifestaub abschütteln — wir können gleich essen. Bitte sag doch dranhin, daß ich Fräulein Lora bitten lasse, zu bleiben, da der alte Graf nicht daheim ist.““

Die Tafelrunde war heute sehr klein. Nur Ezzelenz Graban war im Vorübergehen heraufgelaufen, um zu hören — ob die Lüneburger Gelde ihn endlich losgelassen habe — und festgehalten worden.

Maria Apfelsode saß zwischen dem Hausherrn, der Lora zur Linken hatte, und Fräulein von Schotten; Willy gerade gegenüber.

Unbehilflich in allem und jedem, sichtlich verängstigt. Sie mochte kaum die Speisen zu berühren, und auf die leisen freundlichen Worte von rechts und links hatte sie nur ein schlichtes

Ja oder Nein. Es drückte wohl alles auf sie: die fremden Gesichter, der ganze Zuschnitt des Hauses.

Tropdem machte sie auf Willy einen etwas günstigeren Eindruck als vorher. Der Gesichtsschnitt war bei aller Unregelmäßigkeit sympathisch. Das Haar, das sie nach Bauernart am Scheitel ganz straff angesetzt trug, hinter in einen breitenopf aufgesteckt, zeigte ein schönes, dunkles Kastanienbraun. Die Hände waren freilich vollständig ungepflegt und verarbeiteter, aber klein und gut geformt. Und als sie einmal die Augen hob, nur auf einen kurzen Moment, dachte er unwillkürlich: „Die Augen werden es Pasap gutem Herzen angethan haben.“

„Es sind ja die richtigen Nebaugen.“

Dann und wann meinte er auch, in ihrer ungelenten Art noch Spuren einer besseren Erziehung in der Kinderzeit zu bemerken. Sie handhabte Messer und Gabel leidlich manierlich. Thöricht war sie auch nicht. Er mußte seine Lächeln: als der Diener Artischoden reichete, konnte er deutlich sehen, daß sie mit den Dingen nichts anzufangen wußte, und er war neugierig, wie sie sich benehmen würde. Aber es ging gut: sie guckte heimlich auf den Teller und die Hände von Fräulein von Schotten und verfuhr ganz geschickt nach deren Vorbild.

„Est lauple allerdings nicht immer so gut.“ Harbi kam plötzlich auf den unglücklichen Gedanken, mit dem Gast anstößen zu wollen. Das sah das Mädchen in die schredliche Verlegenheit. Das Blut schoß ihr ins Gesicht, sie wagte kaum nach ihrem eigenen Glase, das sie noch nicht berührt hatte, zu fassen. Aber dann mochte ihr irgend eine Erinnerung kommen — und sie trank es, wie pflichtschuldigst, in einem langen Zuge leer.

Der Geheimrath war in better Stimmung. Dann und wann nahm er sich seiner kleinen Nachbarin mit irgend einem herzlichem Wort, einer leisen, zartfühlenden Hilfe an. Sonst unterließ er sich fast ausschließlich mit Lora. Er entwickelte dabei alle die Eigenschaften eines glänzenden Causeurs, wegen derer er berühmt war, und das junge Mädchen ihre ganze Kunst, artig zuzuhören und doch ab und zu mit einer treffenden Bemerkung dem Gespräch eine neue Wendung zu geben, ihm neue Wege zu öffnen. Er erlaute immer mehr über die Vielseitigkeit ihrer Interessen. Welches Gebiet er auch anschau — und er liebte eine etwas sprungweise Unterhaltung — immer wußte sie ein kluges Wort hinzuzugeben, das ihm doch stets noch Raum für eine kleine Erörterung ließ. Vor allem war es natürlich wieder die Kunst, die ihnen unerschöpflichen Stoff bot. Aber dann kamen sie auf Italien zu sprechen; der Geheimrath erzählte von seinen Reisen, die ihn auch abwärts von der großen Heerstraße der Touristen in manch kleine interessante Bergstadt geführt hatten. Und da entschlüpfte Lora ein Wort, das er freudig aufgriff: „Ah... wenn mir das Leben das einmal bieten wollte.“

„fagte sie, und er hatte in ihren Augen gleich das Aufleuchten eines starken Wundtades bemerkt.“

„Es wird daran ganz gewiß nicht fehlen, Fräulein Lora! Das Leben bietet jede Chance, nur verstehen es die Menschen meist nicht, sie zu erfassen und festzuhalten, weil sie immer über das Erreichbare hinweg nach dem Unreichbaren greifen.“

„Ich nicht, Herr Geheimrath. Wirklich nicht. Ich bin an und für sich mindestens keine unzufriedene Natur; dann aber hat mich das Leben zur Bescheidenheit erzogen.“

„Sie sagte es ganz einfach und schlicht, wie etwas Selbstverständliches.“

„Ihr Leben, Fräulein Lora? Ihr Leben kommt ja erst. Und ich prophezeie Ihnen...“

„Bitte, prophezeien Sie nichts! Ich könnte am Ende daran glauben — und Enttäuschungen sind schwer zu tragen.“

„Darauf möchte ich es antommen lassen. Glauben Sie ruhig. Also ich prophezeie Ihnen — es ist ja auch etwas so unendlich Bedeutenes — innerhalb der nächsten drei Jahre eine Komsahrt. Das heißt: selbstverständlich nicht nur so die landüblichen drei Wochen in der ewigen Stadt, in denen man nur schlürfen, nicht genießen kann, sondern eine wirkliche Komsahrt von mindestens sechs Monaten. Ich — ich möchte wohl mit Ihnen in der Sirtinischen Kapelle stehen oder mit Ihnen zur Villa Borghese hinaufpilgern! Die Augen möcht' ich sehen, mit denen Sie dort in den Engels Wunderrede und hier in der „Irische und Himmlische Liebe“ anschauen. Eine Welt zwischen beiden, und doch beides höchste, edelste Kunst!“

„Einem besseren Führer könnte ich mir jedenfalls, selbst in den verwegensten Träumen, nicht wünschen.“

Wieder hatte Lora das ganz schlicht und einfach, wie etwas Selbstverständliches, gesagt, freilich mit einem sehr verbindlichen Lächeln und indem sie dem Geheimrath das schöne Gesicht voll zuwandte. Er legte ihren Worten auch durchaus keinen tieferen Sinn unter, verstand sie ganz richtig, so wie sie gemeint waren. Aber er freute sich ihrer, und das spiegelte sich in seinen Augen wieder und in der lebhafteren, wärmeren Weise, in der er weiter sprach: „Und ich würde er als einen ganz besonderen Genuß schätzen, Ihr Sierone zu sein, Fräulein Lora.“

„Ja, Rom ist wunderbar. Aber ich meine fast, wir beide passen noch besser nach Florenz, in die Stadt der Mediceer.“

„Sie glauben gar nicht, wie das Herz und Seele erstarrt, früh über den Arno hinwegzuschauen auf die reizenden grünen Hügelketten, dann ein paar Stunden in den Liffizien zu schwelgen und am Nachmittag etwa der Villa des großen Cosimo einen Besuch abzustatten...“

Willy läufte längt mit gespannten Zügen über den Tisch hinüber. Ein merkwürdiger Argwohn war plötzlich in ihm aufgefliegen.

Der Vater hatte in seiner immer noch jugendlichen, ritterlichen Art den Frauen stets gern gebuhigt; aber es hatte dann einen — nun ja! — einen etwas unheilhaften Beigeschmack gehabt. Heute gab er sich ganz anders, unendlich interessierter, persönlicher. Er widmete sich fast ausschließlich Fräulein von Schotten. Auch allerlei kleine Neuheiten fielen Willy auf. Daß der Vater erregter war als sonst, daß er weniger ab, aber halbtieriger, und er erinnerte sich, daß er immer eine besondere Vorliebe für Lora gehabt hatte. Ja — in den letzten Wochen hatte er sie geradezu mit einer gewissen Bestissenheit, wieder und wieder, ins Haus gezogen...

War das wirklich etwas wie ein Nothammistrieb, der in ihm erwacht war? In unferm ruhigen, verständigen, würdigen alten Herrn? Eigentlich kaum denkbar! Und doch — und dennoch — Armer Vater!

Dies schöne junge Mädchen wirst du dir nicht eringen! Gerade weil es nicht nur schön, sondern auch klug ist. Klug genug, den Abstand der Jahre nicht zu übersehen.

Aber wenn sie nun so klug ist, sich über diese Differenz hinaufzusetzen? Es mochte manch schönes kluges Mädchen geben, das trotz allem die Vortheile zu schätzen wußte, die die Stellung an seiner Seite bot, und auch ihn selbst!

Ein bitteres, schöliches Gefühl stieg in Willy auf.

Es war noch weit entfernt von Eifersucht, weit entfernt von Neid, und doch lagen die Wurzeln zu beiden in ihm. Es richtete sich dabei nicht so gegen den Vater — geschweie denn gegen Lora. Vielmehr gegen sich selbst.

Da hatte ihn nun diese wunder schöne Mädchen interessiert von dem Tage an, da er ihr zufällig im Waldmischen Garten begegnet war. Interessiert? Nein, mehr als das! Denn dieses Interesse war nur ein äußerliches gewesen, er aber fühlte sich noch mehr als durch ihre Schönheit durch ihre vornehme Anmuth, ihre ganze Art, sich zu geben, gefesselt.

„Sie war zu ihm stets liebenswürdig gewesen. Nicht mehr. Aber auch daraus hätte er Gelegenheit schöpfen können, sich ihr zu nähern, um sie besser kennen zu lernen.“

Er aber hatte mit Frau Balbin geländelt, sich ein wenig an den Triumpfwagen der toleiten Frau spannen lassen, auch das ohne jeden tieferen Herzensantheil. Immer noch der köstliche Falter, der am liebsten von einer Blüthe zur andern flattert —

„Pah! Er warf trohig den Kopf zurück. Sei kein Narr, rede dir nichts ein! Das, was du für die prächtige Blüthe dort zu empfinden glaubst, ist auch keine Liebe.“

Im Grunde — bu ärgerst dich! Dich ärgern, ist immer dumm. Man macht so gar nichts besser dadurch. — Und dann: es ist ja Unfinn. Alles Unfinn. Der gute Papa spielt ein wenig den liebenswürdigen Schwemmer — weiter nichts! Das war eigentlich immer seine Art. Er unterließ sich gut, er stielte, mit Respekt zu denken. Warum sollte er nicht?

Plötzlich fühlte Willy Harbis Hand auf seinem Arm und hörte ihr leises Stimmchen: „Ach, Willy, sie doch ein bißel gut zu mir...“

„Und als er ihr ganz erstaunt ins Gesicht sah, waren ihre Augen feucht.“

„Dummerchen, was hast du denn?“ gab er leise zurück.

Bei Harbi war Lachen und Weinen immer in einem Sod. Jetzt zeigte sie ihm schon wieder die weißen Mausehäuten: „Anstößen sollst du mal mit mir! Weißt du... früher als Stunden, als du noch lustig warst, da tranken wir oft auf den bewußten alten General...“

„Ja so, Kleine! Also gut: unser alter General Quenoisaimons soll leben. Du — du! Ist's wieder mal unruhig da?“

„Sie wurde dunkelroth und zupfte trampfhaft an der Tischbede auf ihrem Teller. Aber sie antwortete nicht.“

„Es kluhiate ihn. Er dachte an nichts Ernstes. Harbi — das Kind! Und er hochte auch soeben wieder nach drüben. Denn der Vater erzählte gerade eins der kleinen Geschichten, in denen er groß war. Ein Geschichtchen aus seiner Jugendzeit, von einer seiner Cousinen, der Tochter eines angesehenen Berliner Handelsherren.“

„Sie hatte einen Grafen geheiratet — eine wirkliche Liebesheirat, nebenbei bemerkt!“ — und war zum ersten Male bei Hofe. Da fragte sie ein als hochmüthig bekannter Prinz: „Womit handelste doch Ihr Herr Vater, Gräfin?“ Und sie antwortete leichfertiger: „Königliche Hofeiet — mit Verstand!“

„Das war beneidenswertig geiaht!“

„hörte Willy Koras volle Stimme.“

„Diese Dame hätte ich kennen mögen.“

„Ich werde Ihnen nachher ihr Bild zeigen, Fräulein Lora. Es sieht richtig auf meinem Schreibtisch — ein kleines Postell von Krüger, das sie mit ihrer Schwester zusammen darstellte. Das war auch eine merkwürdige Frau. Sie heirathete blutig und zum Entsetzen der ganz'n Sippe einen Mann, der wohl dreißig Jahre älter war als sie. Und das Merkwürdigste war: sie ist sehr glücklich geworden.“

„Ist das wirklich so merkwürdig?“

„Es war eigen: Willy wollte es scheinen, als gesehe Lora das Wort, kaum daß sie es ausgesprochen hatte. Auf ein Moment wenigstens schlug sie wie in leichter Verwirrung die Augen nieder. Und es mochte ihr willkommen sein, daß Ezzelenz Graban sich mit einem Scherzwort in das Gespräch mischte: „Merkwürdig? O nein! Merkwürdig wäre nur der umgekehrte Fall, daß sich ein Mann von zwanzig Jahren in eine Frau von sechzig verliebt. Und doch behauptet der Treppeweiß der Kulturgeschichte, auch daß sie schon vorgekommen. Der berühmten Ninon de l'Enclos nämlich — und erschrecklicherweise sei der verliebte Seladon sogar der eigene Sohn gewesen. Aber die Anekdote entstammt einer so erfindungsreichen Zeit, daß ich nicht recht an sie glaube.“

Willy tippelte mit seinem Glase wieder an das Glas der Schwester und raunte leise: „Was, Harbi? Das Beste ist, wenn gleich ich zu gleich gefesselt!“

Der Vater konnte die Worte nicht gehört haben, aber er hatte die Bewegung gesehen. Und nun erinnerte er sich wohl plötzlich des armen Herzens. Er hob sein Glas und nickte der Tochter zu, mit einem bedeutungsvollen Lächeln. Dann hob er schnell die Tafel auf.

Nach Aufhebung der Tafel gab es noch einen kleinen Unfall. Maria Apfelsode schien ganz rathlos. Sie war beim Aufstehen den Stuhl hinter sich um und machte dann nach allen Seiten verzweifelt tiefe Striche. Bis Lora schnell an ihre Seite trat und ihre Hand faßte: „So, liebes Kind, nun wollen wir ordentlich miteinander plaudern. Kommen Sie nur mit mir.“

Der Kaffe wurde im Arbeitszimmer des Geheimraths genommen.

Lora hatte sich mit der kleinen Maria in eine Ecke des großen behaglichen Raums zurückgezogen, wo sich auch bald Harbi hinzugesellte. Die drei Herren rauchten vor dem Kamin ihre Cigaretten.

In der Seele des Vaters schien noch die Erregung, die er schon bei Tisch gezeigt hatte, nachzugitern. Er sprach leibhaft und viel, fragte Willy noch dem Fortgang seiner Unterhandlungen mit Salesker, plauderte über seine Reiseeindrücke, über die mit Unrecht verurtheilte Lüneburger Heide und die alle Stadt Lüneburg selbst, redte sich mit seinem Freunde Graban. Trohigem wollte es dem Sohne scheinen, als sei er nicht ganz bei der Sache. Seine Blicke gingen immer wieder, fast wie ungebüldig, nach der Ecke des Zimmers, in der die Damen saßen.

Als Fräulein von Schotten kam und Maria mit sich nahm, rief er hinüber: „Fräulein Lora, wollen Sie sich nicht zu uns setzen? Du auch, Harbi?“

Und dann fragte er: „Nun, Maus, was sagst du zu unsern kleinen neuen Hausgenossin?“

„Ich kann wirklich noch nicht urtheilen, Papa.“

„Aber man hat doch wenigstens einen Eindruck.“

„Sie zog ein wenig misachtend die Achseln und schürzte die Lippen. Aber sie schwieg.“

„Und Sie, Fräulein Lora?“

„Für ein Urtheil ist es ja zu früh, Herr Geheimrath.“ gab Lora zurück. „Darin hat Harbi gewiß recht. Aber daß ein guter Kern in dem Mädchen steckt, das glaube ich bestimmt. Es ist ein so absonderliches kleines Menschenkind mit den verflüchtigten Braunen Augen, die immer zu bitten scheinen: ach, entschuldige doch, daß ich da bin.“

„Ja, die Augen!“

Der Geheimrath nickte. „Diese Augen haben es mir auch angefallen.“

„Als wir vorhin mit ihr oben im Gastzimmer waren und sie ihre paar Sachen auspackte, rührte sie mich geradezu. Wie ein heimliches Erschauen mit in ihrer kindlichen Befangenheit.“

Harbi konnte nicht mehr an sich halten. „Ein kleiner Bauernstoppel ist sie.“

„Aber, Harbi!“

Der Vater und Lora hatten es zu gleicher Zeit gesagt. „Es ist doch so! Und ich weiß wirklich nicht, was wir mit ihr anfangen sollen! Sie paßt so gar nicht zu uns. Immer werden wir uns fremd fühlen, wenn sie zugegen ist. Selbst die dienestboten werden über sie lachen.“

„Sprübelte Harbi heraus. „Sei nicht böse, Papa. Aber du wolltest ja, daß ich meine Meinung sage...“

Lora hatte ihre Hand mit sanftem Druck auf Bernhartinens Arm gelegt. Sie sah die Wolke des Unmuths auf dem Gesicht des Hausherrn und wollte vorbeugen: „Liebe, gute Harbi, jetzt urtheilt du aber vorzeitig. Solch Kind findet sich gewiß überaus schnell in veränderte Verhältnisse hinein. Denn doch nur, wie heut noch all das Neue auf sie wirkte, sie einschüchterte, unsicher machte. Laß sie einen Monat hier sein, und du wirst sie nicht wiedererkennen.“

„Sie sprechen mir aus der Seele, Fräulein Lora!“

„sagte der Geheimrath. Harbi sah ein Weißen fill, mit zusammengepreßten Lippen, aber dann kam es plötzlich, bitterböse heraus: „Lora! Du sprichst wie eine Schulmeisterin, Lora!“

Ueber das schöne, herbe Gesicht flog ein Schatten. Dann lächelte Lora gleich wieder: „Hat ich das? Nun — ich bin es ja auch.“

„Sie thaten es gar nicht, Fräulein Lora! Und Harbi war einfach unartig.“

Der Geheimrath sprach sehr ernst. Es war eine peinliche Stille. Harbi zog, wirklich wie ein unartiges Kind, ein trotziges Gesicht und kämpfte sichtbar mit einem Zähnen. Willy drehte

sich eine neue Pappros und überlegte: „eigentlich hat Harbi gar nicht so unrecht.“

Nur Ezzelenz Graban sah lustig daren.

Da erhob sich Lora plötzlich, trat an Harbi heran, legte den Arm um sie, hielt sie sanft fest, küßte sie herzlich, sagte in ihrer gelassenen Ruhe: „Gute Nacht, Schach!“ und empfahl sich bei den Herren, jedem die Hand reichend.

Vater und Sohn brachten sie auf den Flur. Der Geheimrath wollte einen Wagen holen lassen, aber sie lehnte dankend ab.

„Sie sind meinem Unband doch nicht böse!“ hat er.

„Bewahre! Morgen ist auch bei Harbi das kleine Wetterwölchlein verflogen.“

„Sie stand noch einen Augenblick, schon im Hut und Mantel, und Vater und Sohn dachten zugleich: „Sie sieht immer aus wie eine Fürstin und wenn der Hut noch so einfach und der Mantel noch so schlicht ist.“ — da kam Harbi herausgelaufen und warf sich Lora an die Brust.“

Beide, Vater und Sohn, mußten lachen. Es war zu komisch, wie die Kleine mit hochrothem Gesicht die Freundin umhalste, sie zwei-, dreimal auf die Wangen küßte und dann ebenso schnell, wie sie gekommen war, wieder verschwand, ohne ein Wort gesprochen zu haben, nach ihrem Zimmer zu.

„Gute Nacht, Fräulein Lora. Da halten wir zum Abschied noch eine Vorlesung unseres eigenen kleinen Räpfels, wie er lebt und lebt. Es freut mich aber doch, daß Harbi ihr Unrecht einsah.“

„Ich wußte es ja! Gute Nacht!“

Willy küßte ihr die Hand. Schweigsam, wie er den ganzen Abend gewesen war.

Dann gingen sie beide zu Ezzelenz Graban zurück.

Der sah noch immer am Kamin und rauchte an seiner leichten Pölkänderin, die im Hause eigens für ihn gehalten wurde. Und er lächelte ganz diabolisch und meinte, daß der Geheimrath sich neben ihn gesetzt hatte: „Nämlich...“

„...weißt du... wie ich heraus war?... da hab' ich zu der Harbi gefragt: „Rasch — rasch!“ Und wie sie mich da angegloyt hat, als ob sie mich fressen wollte... nämlich... wieder: „Rasch — rasch!“ Zwischen dir, mein Kind, und solch einer Freundin solltest du nicht für eine Nacht auch nur den Schatten von Zwietschach stehen lassen.“

„Und da ist sie davon gejagt... nämlich... eine kleine Kröte ist deine Harbi, mein lieber Möller. Ein verbeulertes Temperament hat sie! Aber lieb hab' ich sie doch!“

(Fortsetzung folgt.)

Der König ohne Geld.

Anfänglich des October's des 100. Geburtsstags Wilhelm v. Kaulbachs, das in diese Tage fiel, flossen auch die Anekdoten über den Künstler und König Ludwig dem Ersten wieder reichlich. Ihrer ist eine Unzahl; mit alten schon bekannten kamen bei dieser Gelegenheit auch einige neue angeschwommen, von denen eine der hübschesten ist, die Frau Josepha Dürt in ihren Erinnerungen an ihren Vater v. Kaulbach in den Süddeutschen Monatsheften veröffentlicht.

Sie erzählt: „Es war im Mai, da ging der Papa in die Blumenausstellung, und auf einmal stürzte der König Ludwig der Erste auf ihn zu und rief: „Lieber Kaulbach, leihen Sie mir doch einen Sechser! Ich soll da einen Profiter Entriest befehlen, und habe nur einen einzigen Sechser in der Tasche.“

Da standen auch mehrere Bauern herum, die waren nicht wenig erstaunt, daß ein König nicht einmal einen Sechser bei sich habe. Sie schlugen gleich an ihre ledernen Hüfen, daß das Geld darin klapperte, und stellten die Köpfe zusammen und sagten ziemlich laut: „Ja, das ist aber g'spaff, der König hat net amal an Sechser in der Tasche, die unsern san mit Geld grad so g'stopft.“

Der Papa mußte auch lange suchen, bis er endlich ein hübsches kleines Gold fand, und weil er keine Brille bei sich hatte, kannte er nicht, was ein Sechser oder Groschen sei, und der König kannte es auch nicht. Das war nun wieder eine große Verlegenheit. Nun gab der Papa dem König zwei Goldstücke, und der König sagte: „Warten Sie ein wenig, ich will an der Kasse bezahlen, und was zu viel ist, bringe ich Ihnen wieder.“

Der Papa wartete eine Weile, da kam der König wieder und zog gleich einen Groschen aus seiner Westentasche und sagte: „Sie haben mir neu Kreuzer gegeben, hier ist der übrige Groschen und einen Sechser bin ich Ihnen noch schuldig.“

Dann schauten sie die Blumenausstellung an, und am andern Tag schickte der König dem Papa einen schönen, nagelneuen Sechser, und der Papa schenkte ihm mit zum Andenken. Man muß sich bei dieser Geschichte erinnern, daß König Ludwig sich stets in zwangloster Weise unter dem Volke bewegte und öfters in ähnliche Verlegenheiten, wie die geschilderte kam; charakteristisch für ihn ist eine Neugierde, die er gelegentlich eines Künstlerfestes, dem er nach seiner Abkunft beiwohnte, that. Als der König Max und seine Begleitung sich entfernen wollten, rief der König Ludwig: „Könner, rüdt zusammen; geht, wo der Hof weg ist, wird's erst gemüthlich.“

Das Publikum klappt ein Feuerwerk, doch keinen Sonnen-Aufgang.